

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 20

Artikel: Mateo Falcone
Autor: E.I.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Übel ergriffen zudem die Insassen, Einzelne vor der Zeit wegraffend. Kein Pächter hielt es lange aus. Sie wechselten so rasch sie nur konnten. Zuletzt wollte niemand mehr ins Haus ziehen. Der Eigentümer mußte es billig an einen Spekulanten abstoßen, der nichts von den Gespenstern wußte und deshalb in den Kauf hineintrappste, wie ein Stadtherr in den Kuhladen.

Nun steht die Liegenschaft verlassen; denn der nunmehrige Besitzer hat es längst schon aufgeben

müssen, Dummköpfe als Mieter einzufangen. Man sagt sich, der Hausgeist finde erst Frieden, wenn kein Balken mehr aufrecht stünde und Gras auf den Trümmern am Stütz droben sprießen.

Bis es so weit ist, wird mancher Sturm noch durch die Fensterhöhlen sausen, wildklappernd mit losen Balken und Brettern, als hätten sich alle Gespenster des Tales beim Über-Peter zum Tanze versammelt.

Jakob Heß

LETZTE PRIST

ADOLF FREY

Die Rose, die du mir gereicht beim Scheiden,
Sie schüttelt von sich schon ein müdes Blatt;
Gemessen ist die gleiche Frist uns beiden
Und offen schon die Ruhestatt.

Der Zeiger hastet, rasch verschwebt mein Leben,
Unausgelebt, von Sehnsucht heiß und matt,
Was du mir geben kannst, jetzt mußt du's geben —
Bald sinkt das letzte Rosenblatt.

Mateo Falcone

Aus dem Italienischen von E. I.

Inmitten der Insel Korsika befindet sich das sogenannte „Maquis“. Es ist eine Wildnis, in der korsische Hirten beheimatet sind und alle jene, die sich irgendwie mit dem Gesetz überworfen haben. Man muß nämlich wissen, daß seit altersher die korsischen Bauern, um sich die Mühe der Felddüngung zu ersparen, in einer gewissen Ausdehnung Feuer an den Wald legen. Wenn die Ohren eingebbracht sind, die auf diesem mit der Asche der Bäume gewachsenen natürlich gedüngtem Boden sehr gut gedeihen, läßt man das Stroh liegen und dann wachsen im Frühling die nicht verbrannten Wurzeln zu einem mehr oder weniger dichten Unterholz auf, dem sogenannten Maquis. Nur mit der Axt in der Hand bricht sich der Mensch hier Bahn. Wer in Korsika einen Menschen erschlagen hat, der geht ins Maquis von Porto Vecchio und wird dort mit einem guten Gewehr in Sicherheit leben. Er hat eine Kapuze an seinem Filzmantel, der ihm als Decke

und Matratze dient. Die Hirten geben Milch, Käse und Kastanien, und er hat nichts zu fürchten, solange er nicht ins Dorf hinab muß, um die Munition zu erneuern.

Nicht weit von diesem Maquis entfernt, wohnte einst Mateo Falcone. Er war verhältnismäßig reich und lebte von seinen Herden, die die Hirten des Maquis zur Weide führten. Er war ein geschickter Schütze und genoß als solcher einen guten Ruf. Man hielt ihn für einen ebensotreuen Freund wie gefährlichen Feind, aber im allgemeinen lebte er friedlich dahin, seit er seinen Neffenbuhler um die Liebe seiner schönen Julia auf seine Weise erledigt hatte. Er liebte sie heiß und ebenso Fortunato, sein Söhnchen.

Als Mateo eines Tages mit Julia seine Herden im Maquis besichtigte, ließ er Fortunato daheim, der das Haus hüten sollte. Dieser saß an der Sonne und betrachtete die Berglandschaft ringsum. Da fiel ein Schuß. Andere folgten. Er

sah einen zerlumpten Mann auf das Haus zu kommen. Es mußte wohl ein Bandit sein, der nachts in die Stadt schlich, um Munition zu holen und war wohl beinahe geschnappt worden, weil er so zerfetzt und müde aussah.

„Bist du der Sohn Mateo Falcones?“ fragte er den Jungen.

„Ja.“

„Und ich bin Sapiero. Die Gelbkrägen suchen mich. Kannst du mir ein Versteck zeigen? Ich komm nicht mehr weiter, meine Füße tun so weh.“

„Und was wird der Vater sagen?“ sagte der Kleine zögernd.

„Daz du recht hast. Mach schnell, sie kommen. Schnell, oder ich töte dich.“

Fortunato lachte: „Mich töten? Nachdem du in deiner Karchera nicht eine einzige Patronen hast?“

„Aber ein Stilet.“

„Was gibst du mir, wenn ich dich verstecke?“ forschte der Kleine.

Der Bandit reichte ihm ein Fünffrankstück, das er wohl für die Munition gespart hatte. Fortunato griff danach und sagte: „Fürchte nichts!“ Er machte ein großes Loch in den vor dem Hause liegenden Heuhaufen, und Sapiero kroch hinein. Das Kind deckte ihn sorgfältig zu. Dann nahm es seine Käze, die eben Junge hatte und legte sie leicht hin auf das Heu, daß man annehmen konnte, es sei seit einiger Zeit nicht mehr gewendet worden. Dann legte sich Fortunato wieder an die Sonne.

Bald kamen ein paar Uniformierte und sprachen ihn an: „Guten Tag, Kleiner, wie du gewachsen bist! Hast du nicht soeben einen Mann vorübereilen gesehen?“

„Ob ich einen Mann gesehen habe?“

„Ja einen mit einem schwarzen Kragen, und spitzer Mütze.“

„Einen mit spitzer Mütze und schwarzen Kragen?“

„Ja, sag doch!“

„Den Herrn Pfarrer hab ich gesehen heute morgen. Er hat mich gefragt, wies dem Vater ginge.“

„Du spielst wohl den Schläuen? Sag, wo ist Sapiero, denn ihn suchen wir.“

„Weiß ich's?“

„Du hast ihn gesehen.“

„Geschlafen habe ich an der Sonne.“

„Der Teufel soll dich holen. Du hast doch die Schüsse gehört.“

„Hier hört man immer schießen.“

„Vorwärts Leute, durchsucht das Haus. Hier muß er sein. Seht die Blutspuren! Er sucht wohl hinkend ins Maquis zu entkommen. Aber wenn wir ihn finden, dann gibt's Prügel, Kleiner.“

Fortunato grinste.

Ein Soldat stocherte sogar im Heu herum, aber Fortunato zuckte mit keiner Wimper. Im Haus fanden sie nichts.

„Ich würde gescheiter hinter diesem Sapiero rennen,“ ermahnte sie Fortunato.

„Kerlchen, so wahr ich Terribon heiße,“ sagte der Uniformierte, „schenke ich dir diese Uhr, wenn du mir sagst, wo der Bandit steckt.“

Fortunato sah auf die hingestreckte Uhr.

„Sie ist sehr schön“, entkam es ihm, „das himmelblaue Zifferblatt gefällt mir besonders. Und die Zeiger . . .“

Die Versuchung war zu stark. Er deutete mit seiner Hand über seine Schulter hinweg auf den Heuhaufen.

Die Uniformierten verstanden. Fortunato hörte, wie Sapiero stöhnte, als man ihn fand und wie er einen Fluch gegen ihn ausstieß. Aber ihn interessierte jetzt mehr die Uhr.

Als die Soldaten weitergingen, begegneten sie Mateo. Sie grüßten ihn. „Wie geht's, Mateo? Wir haben heute einen guten Fang gemacht. Sapiero ist geschnappt worden. Er hat sich bei euch versteckt, und ohne euern Fortunato hätten wir ihn wohl kaum gefunden.“

„Fortunato?“ rief Mateo entsetzt. „Er wird doch den armen Teufel nicht verraten haben?“

„Doch, er ist ein braver Kerl. Ich hab' ihm meine Uhr dafür geschenkt.“

„Verflucht!“ brummte Mateo.

Er stieß an jenem Abend den kleinen Fortunato von sich: „Weg von mir“, schrie er ihn an. „Frau“, wandte er sich an Julia, „ist dieses Kind von mir?“

„Wie sprichst du auf einmal mit mir?“ entgegnete die Frau.

„So ist Fortunato der erste meines Geschlechts, der einen Verrat begangen hat“, sagte er. „Komm

„jetzt“, wandte er sich an seinen Sohn, „wir gehen ins Maquis.“ Das Kind gehorchte.

„Es ist dennoch dein Sohn“, flehte die Mutter.

„Ja, ich weiß. Fortunato,“ sagte er nach langem Schweigen, als sie weit im Gehölz waren, „trete neben jenen Stein. Und sag‘ deine Gebete.“

„Vater, töte mich nicht!“ Der Junge betete.

„Bist du nun fertig?“

„Ja, Vater. Erbarmen! Ich tue es nie wieder. Ich werde zum Körporal gehen und ihn bitten, daß man Sapiero begnadigt.“

„Gott soll dir verzeihen“, sprach der Vater und legte an. Fortunato fiel tot zu Boden. Ohne sich weiter um das Kind zu kümmern, kehrte Mateo heim.

„Was hast du getan?“ rief die Mutter weinend.

„Gerechtigkeit geübt, wie es bei uns Brauch ist.“

„Wo ist er?“

„In der Schlucht. Ich werde ihn dort begraben. Er ist als Christ gestorben. Ich werde ihm eine Messe lesen lassen.“

Der Todessprung

Von Hans B. Wagenseil

Der berühmte Kunstspringer stand auf der schmalen Plattform des Gerüstes, um das sich tief unten die Menge drängte. Das Wasser in dem winzigen Becken, in dem er landen sollte, warf die Strahlen der Sonne in goldenen Brechungen zurück. Ein leiser Lufthauch ließ die bunte Schärpe um seine Mitte flattern. Es war ein idealer Nachmittag für eine Schaustellung.

„Sieht er nicht fabelhaft aus!“ rief ein junges Mädchen. „Und schneidig. Aber du brächtest es auch fertig, von da herunter zu springen, oder nicht?“ fügte sie hinzu und schaute den jungen Burschen an, der neben ihr stand und leicht errötete, die Lippen schürzte, die Schultern hob und irgend etwas murmelte wie: „Na, wenn ich müßte . . .“

„Bestimmt bricht er den Hals“, meinte ein Dicker und stocherte nachdenklich in seiner Pfeife. „Ohne mich!“

Man drängte sich so nahe wie möglich an die Umzäunung, stellte Mutmaßungen an, wie jener wohl abspringen würde und gab sich ein unbesorgtes Aussehen.

„Ich weiß, warum du nicht zuschauen willst“, meinte ein kleines Mädchen altklug. „Du willst nicht sehen, wie er daneben springt!“ Und ihr Vater runzelte die Stirn und zerrte sie weg.

Das Geschwätz der Zuschauer war für den Taucher kaum vernehmlich. Wenn auch ein dumpf-

fes Summen bis zu seinem Standplatz hinaufdrang, so achtete er doch nicht darauf. Um vier Uhr würde er abspringen. Der Zeiger auf dem Zifferblatt der kleinen Uhr, die am Geländer festgebunden war, zeigte über dreiviertel. Nur noch ein paar Minuten. . . Aber zu seiner eigentlichen Leistung brauchte er kaum eine Minute. Er würde einfach vortreten an den Rand der Plattform, genau abspringen, sich langstrecken, so wie er ins Wasser auffschlug, und aus dem Becken herausklettern: das war alles. Eine einfache Sache. Es war ihm nichts Neues.

Der Taucher war kein junger Mann. Das blonde Haar um seine Schläfen verfahlte schon ein wenig, und seine grauen Augen waren von feinen Fältchen untermalt. Trotzdem seine Muskeln waren straff. Ein Leben voll Anstrengungen und Tätigkeit hatte ihn prächtig entwickelt. Vor langer Zeit, als er noch auf einem Segelschiff Dienst tat, hatte ihn ein unvorhergesehener Kopfsturz vom Hauptmast gelehrt, wie richtig abzukommen. In seiner Jugend hatte er Pentagon gekannt, den Mann, der alle Welt damit verblüfft hatte, daß er von einem neunzig Fuß hohen Gerüst auf einem Rad hinausfuhr ins Meer. Pentagon war der größte Kopfspringer gewesen, und Pentagon war tot. Er war sein Nachfolger. Die Tatsache, daß Pentagon schief abgekommen, ungenau aufgeschlagen und beim Anprall aufs Wasser getötet worden war, ließ nie den Ge-